

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2015

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-30619-0

# Fischer

Weiterführende Informationen finden Sie unter  
[www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)

Im Gefängnis von San Quentin hofft ein zwanzigjähriger Schwarzer auf die Wiederaufnahme seines Verfahrens. Bobby Foster ist wegen Mordes zum Tode verurteilt worden, in einem »Prozeß ohne Leiche«. Sharon McCone, Ermittlerin bei der Anwaltskooperative All Souls in San Francisco, soll herausfinden, was wirklich passiert ist an jenem Tag vor zwei Jahren, als die 22jährige Tracy Kostakos spurlos verschwand ...

Tracy Kostakos war der Star des Comedy Club in South Park, San Francisco, wo Bobby Foster als Parkwächter arbeitete. Zeugen hatten einen Streit zwischen beiden beobachtet, und Bobby hatte schließlich ein Geständnis abgelegt, sein Geständnis aber später widerrufen. Sein Anwalt ist überzeugt, daß die Wahrheit über das Schicksal des Mädchens beim Prozeß nicht zutage gekommen ist.

Sharon kommt der neue Auftrag gerade recht – als Ablenkung von dem wachsenden Gefühl der Vereinsamung in den ruhigen Tagen »zwischen den Jahren«.

*Marcia Muller*, 1944 in Detroit geboren, gilt in Amerika mit ihren Kriminalromanen um die Ermittlerin Sharon McCone als Schöpferin der modernen Privatdetektivin. Ihr Roman ›Wölfe und Kojoten‹ (Fischer Taschenbuch 14545) wurde 1994 für den *Best Crime Novel Award* nominiert. Sie lebt mit ihrem Ehemann, dem Krimiautor Bill Pronzini, in Nordkalifornien.

*Weitere Titel von Marcia Muller im Fischer Taschenbuch Verlag:* ›Tote Pracht‹ (Bd. 14542), ›Niemandland‹ (Bd. 14543), ›Letzte Instanz‹ (Bd. 14544), ›Wölfe und Kojoten‹ (Bd. 14545), ›Ein wilder und einsamer Ort‹ (Bd. 14546), ›Am Ende der Nacht‹ (Bd. 14352), ›Wenn alle anderen schlafen‹ (Bd. 14537).

*Unsere Adresse im Internet: [www.fischer-tb.de](http://www.fischer-tb.de)*

Marcia Muller

**Mord ohne Leiche**

Roman

Aus dem Amerikanischen von  
Monika Blaich und Klaus Kamberger

Fischer Taschenbuch Verlag

2. Auflage: Juni 2000

Deutsche Erstausgabe  
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,  
Frankfurt am Main, Dezember 1991  
Neuausgabe Juni 1999

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1989 unter dem Titel  
„The Shape of Dread“  
im Verlag The Mysterious Press, New York  
Copyright © by Marcia Muller 1989  
Für die deutsche Übersetzung:  
© Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1991  
Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 3-596-14541-4

*Für Bill*



# 1

San Quentin steht auf einer windgepeitschten Landzunge in der Bucht von San Francisco. Es ist zwar ein Gefängnis, sieht aber auf den ersten Blick gar nicht so schlecht aus: Die sandsteinfarbenen Mauern und das rote Dach bieten einen imponierenden Anblick. Der zypressengeschmückte Hügel, an dessen Fuß der Gebäudekomplex stößt, und die Reihe kräftiger Palmen am Küstenstreifen verleihen der umgebenden Natur einen gewissen Charme. Das Wasser der Bucht ist blau, grün oder stahlgrau, je nach Wetter, und gesprenkelt von Segelbooten und schnellen Fähren, die zwischen Marin County's Larkspur Landing und San Francisco pendeln. Gar kein so übler Ort.

Nähert man sich aber den Eisentoren des Gefängnisses über eine enge, von baufälligen Häusern gesäumte Zufahrt, dann hört man das Dröhnen der Lautsprecher im Hof und das monotone Summen der Generatoren, die diese ganze riesige Anlage in Betrieb halten. Man sieht den Wachturm, das Flutlicht, die Warnschilder und die müde Hoffnungslosigkeit in den Augen der Menschen, die in Grüppchen durch den Besuchereingang kommen. Der Wind erscheint einem kälter. Er bringt den Geruch von brackigem Wasser und unbestimmbarem Verfall mit sich.

Plötzlich fällt einem auch auf, daß auf den Ausläufern des Hügels jede gesunde Vegetation fehlt, als hüteten sich sogar Bäume und Sträucher, dem grimmigen Bau allzu nahe zu kommen. Und man merkt, wie weit entfernt Point San Quentin doch vom piekfein herausgeputzten Larkspur Landing liegt, von den Millionärsvillen im nahen Tiburon und Belvedere und von der Majestät der Rotholzwälder und des Mount Tamalpais. Dafür hat es mehr gemeinsam mit Richmond, jener Stadt im Nordosten, zu der eine plumpe Brücke hinüberführt. Sie kann sich ihrer Slums kaum erwehren, zumeist bevölkert von Schwarzen, die um ihr Dasein kämpfen und oft genug hinter den Mauern dieses Gefängnisses landen.

Und an einem dunklen, bewölkten Wintermorgen, wie dem



gegen Ende Dezember, als ich zum erstenmal diesen Bau besuchte, überfällt einen mit ziemlicher Gewißheit das Gefühl, daß dies ein Ort des Elends ist, an den nicht selten Menschen zum Sterben geschickt werden.

An jenem Donnerstagsmorgen war ich früh aus der Stadt aufgebrochen und hatte gehofft, um halb neun im Gefängnis zu sein, aber ein Unfall auf einer der nördlichen Zufahrten zur Golden Gate Bridge hatte einen Verkehrsstau verursacht. So war es viertel nach neun geworden, ehe ich am Osttor meinen Ausweis vorzeigen und mich in die Besucherliste eintragen konnte. Dann passierte ich den Metalldetektor an der Sicherheitskontrolle, und ein Beamter untersuchte den Inhalt meiner Aktenmappe und meiner Schultertasche. Im Besuchertrakt setzte ich mich auf eine Bank, die man mir zugewiesen hatte.

Es war noch so früh, daß sich nur wenige Leute dort aufhielten. In meinen Augen waren die meisten Anwälte oder Ermittler, wie ich selbst, und zu Gesprächen mit Gefängnisinsassen hier. Fast eine Stunde mußte ich warten, ehe meine Genehmigung eintraf, obwohl mein Name sicher auf der von der Gefängnisverwaltung genehmigten Liste stand. Der Aufsichtsbeamte trug mein Tonbandgerät in sein Protokollheft für Recorder und Fotoausrüstungen ein, dann wurde ich in eines der unterteilten Besuchszimmer für Insassen des Sicherheitstraktes geführt, in dem auch die zum Tode Verurteilten untergebracht waren.

Nachdem der Aufseher mich eingeschlossen hatte, sah ich mich einen Augenblick lang in dem Raum um. Er war im Einheitsgelbbraun gehalten und in der Mitte durch einen von Wand zu Wand reichenden Tisch geteilt. Ein schweres Gitter ragte vom Tisch bis zur Decke. Hätte ich eine Veranlagung zur Klaustrophobie gehabt, hätte mich diese Umgebung wahrscheinlich gegen die Tür hämmern und um Befreiung flehen lassen. So aber fühlte ich mich in einem seltsamen Schwebezustand, als sei die Zeit stehengeblieben und würde auch nicht weitergehen, bis eine ferne, unbekannte Kraft dies zuließ. Schließlich ging ich zum Tisch, legte meine Aktenmappe darauf und setzte mich auf einen der drei Holzstühle.

Nach weiteren zehn Minuten ging die Tür auf der anderen Seite des Gitters auf, und ein junger Schwarzer in blauer Ge-

fängniskleidung wurde hereingelassen. Er war schlank, mittelgroß, und sein Gesicht hatte den Farbton von Zimt. Trotz seiner Jugend – ich wußte, daß er zwanzig war – wich sein Haaransatz schon zurück. Die kleinen schwarzen Locken formten ein »M« auf seiner hohen Stirn. Über den undurchdringlichen Augen hingen schwere Lider. Die Nase war lang und breit, der Mund verkniffen. Als die Tür hinter ihm abgeschlossen wurde, sah er sich um und ballte in einem Reflex die Fäuste.

Ich hatte mir sein Geständnis vom Abend zuvor auf Video angesehen, aber lebendig vor mir wirkte er anders. Kleiner und verwundbarer. Und irgendwie unfähig zu einem so schrecklichen Verbrechen, wie er es vor der Kamera zugegeben hatte.

Während ich ihn musterte, ging mir – nicht zum erstenmal – durch den Kopf, daß er möglicherweise von einem Justizapparat überrollt worden war, der nicht gerade beide Augen zudrückte, wenn er einen jungen, ungebildeten Schwarzen mit ein paar Jugendstrafen unter aufsehenerregender Anklage vor sich hat. Opfer des Systems oder kaltblütiger Killer? Im Moment ließ ich das Urteil lieber ausstehen.

»Mr. Foster«, sagte ich, »mein Name ist Sharon McCone von der Anwaltskooperative All Souls. Sie wissen von Jack Stuart, daß ich Sie besuchen wollte.«

Bobby Foster nickte unbewegt.

»Sie sollten sich besser setzen.« Ich zeigte auf den einzigen Stuhl auf seiner Seite des Gitters. »Wir haben eine Menge zu besprechen.«

Diesmal reagierte er überhaupt nicht. Ich wartete.

Schließlich sagte er. »Weiß nicht, was Sie glauben, für mich tun zu können.« Seine Stimme war tief – die Stimme eines großen Mannes, gefangen in einem schwächtigen Körper.

»Ich bin auch nicht sicher, ob ich etwas für Sie tun kann. Um das herauszukriegen, bin ich hier.«

Das Eingeständnis meiner eigenen Unsicherheit schien ihn lockerer zu machen. Vielleicht gefiel es ihm, daß ich nicht vorgab, auf alles eine Antwort zu haben. Er ging zum Stuhl und hockte sich auf die Kante.

»Was hat Jack Stuart Ihnen über mich erzählt, Bobby? Ich darf Sie doch Bobby nennen?«

Er zuckte mit den Schultern.

»Und nennen Sie mich bitte Sharon.«

Er sah mich einen Augenblick lang unter seinen schweren Augenlidern an und sagte dann: »Stuart hat mir nur erzählt, daß Sie Privatdetektivin in seiner Kanzlei da sind. Er sagt, vielleicht können Sie was tun, damit ich aus dieser Schweinerei rauskomme.«

»Sie scheinen nicht daran zu glauben.«

Wieder nur Schulterzucken. »Weiß nicht, was irgendwer tun kann. Sie klagen mich an, bringen mich her. Und irgendwann machen sie mich kalt.«

»Aber Sie behaupten, Sie hätten den Mord nicht begangen.«

»Jetzt sehen *Sie* so aus, als glaubten Sie *mir* nicht.«

»Ich weiß noch nicht, was ich glauben soll. Viele schuldige Leute behaupten, sie sind unschuldig. Aber ich habe Ihre Version von der Geschichte noch nicht gehört. Und Jack Stuart glaubt Ihnen.«

Er setzte sich auf, und lehnte sich auf dem Stuhl zurück. »Dieser Stuart, der ist okay. Besser als dieser Pflichtverteidiger, den ich vor Gericht hatte. Vielleicht.«

Bobbys erster Anwalt war nur Pflichtverteidiger gewesen. Nach der Verurteilung hatte seine Mutter Geld zusammengekratzt, um All Souls für die Berufung zu gewinnen. »Jack ist ein guter Strafverteidiger«, sagte ich. »Wenn das Verfahren eine Möglichkeit hergibt, Ihre Verurteilung aufzuheben, dann findet er sie. Aber der Pflichtverteidiger, den Sie hatten, war auch nicht schlecht. Doch es lief letzten Endes darauf hinaus, daß ein stichhaltiger Beweis gegen Sie sprach.«

Seine Augen wurden schmaler, und er beugte sich vor, die Arme auf der Tischplatte. »Das nennen Sie einen Beweis? Immerhin wurde ihre Leiche nie gefunden. Wie, zum Teufel, können sie einen in die Gaskammer schicken, wenn sie nicht mal 'ne Leiche haben?«

Ich wußte, daß sowohl der Pflichtverteidiger als auch Jack ihm die gesetzliche Grundlage für seine Verurteilung »ohne Leiche« erklärt hatten. Und ich wußte auch, daß er sich stur weigerte, diese Erklärung zu akzeptieren, und jedesmal heftig mit ihnen gestritten hatte, wenn die Rede darauf kam. Ich vermutete, daß er – weil er sonst nichts hatte – sich daran als eine letzte Hoffnung klammerte, von der er nicht ablassen wollte.

Entschlossen, ihn nicht auf diesen reichlich strapazierten Punkt ausweichen zu lassen, fragte ich: »Was ist Ihrer Meinung nach mit ihr passiert?«

Er schüttelte den Kopf.

»Tracy Kostakos war eine Freundin von Ihnen. Sie müssen doch eine Idee haben, wohin sie verschwunden sein könnte.«

»Wäre ich hier, wenn ich eine Idee hätte?«

»Manche Leute glauben, daß sie noch am Leben ist. Ihre eigene Mutter, zum Beispiel. Laura Kostakos glaubt, ihre Tochter ist aus freien Stücken verschwunden.«

Sein Blick wanderte von mir zu einem Punkt hinter meiner linken Schulter. Plötzlich spürte ich ein Prickeln im Kreuz – wie ich es oft spüre, wenn ich das Gefühl habe, jemand enthält mir etwas Wichtiges vor.

Ich sagte: »Bobby, was, glauben Sie, ist mit Tracy passiert?«

»Weiß ich nicht«, gab er zurück. Er mied noch immer meinen Blick. »Aber sie lebt nicht mehr. Sonst hätte sie das mit mir gehört und wäre gekommen und hätte alles in Ordnung gebracht.« Er schwieg einen Augenblick und setzte dann hinzu: »Tracy ist bestimmt tot. Aber ich habe ihr nichts getan.«

»Warum haben Sie dann gestanden?«

»Das habe ich später zurückgenommen. Es war nur eine Geschichte.«

»Eine Geschichte, Bobby?«

»Genau.«

»Sie paßte aber verdammt gut zu den Fakten.«

»Fakten? Gibt keine Fakten. Gibt nicht mal 'ne *Leiche*.«

»*Warum* haben Sie gestanden?«

Er ballte die Fäuste, legte den Kopf in den Nacken und sah an die Decke. Die Nackenstränge spannten sich, während er um Beherrschung kämpfte.

Bobby Foster war Weltmeister im Verlieren von Selbstbeherrschung, und sein Register an Jugendstrafen belegte das. Aber unter der Obhut eines staatlichen kalifornischen Erziehungsheims hatte er offensichtlich gelernt, seinen Hang zur Gewalttätigkeit zu zügeln. In seinem Leben war es aufwärts gegangen – bis Tracy Kostakos vor knapp zwei Jahren in einer regnerischen Nacht verschwunden war.

Nach einer Weile entspannten sich seine Fäuste, und der

Kopf sank nach vorne. Sein Blick war eindringlich, aber ohne Zorn. »Schon mal richtig Angst gehabt, Lady? Ganz erbärmliche Angst?«

Das hatte ich, und zwar oft genug, aber ich hatte das Gefühl, er meinte eine andere Art von Angst. Ich schüttelte den Kopf.

»Dann wissen Sie es nicht. Sie haben es mir stundenlang eingehämmert, mir gesagt, was ich getan habe. Sie haben gesagt, ich bin beim Lügendetektor-Test vorher durchgefallen. Mein Anwalt, der hat später rausgekriegt, daß das nicht stimmte. Ich soll bei einigen Sachen gelogen haben, aber nicht dabei, ob ich sie umgebracht habe. Irgendwann habe ich ihnen dann geglaubt, und noch mehr Angst gekriegt. Ich bin müde geworden und durcheinander. Nach einer Weile habe ich angefangen, alles zu glauben, was sie mir sagten. So läuft das, es ist, als erinnert man sich an einen Traum, den man mal hatte. Du fängst an zu sehen, was sie dir sagen, nur nicht richtig, weil es ja nur ein Traum ist.«

»Und dann?«

»Wird es wirklich. Man sieht es immer besser. Aber es bleibt immer noch wie das Bild auf einem alten Fernseher, der nicht mehr richtig funktioniert. Man hört auf, Angst zu haben, weil man so müde ist. Sie hämmern immer weiter auf einen ein, und man denkt, vielleicht gehen sie weg, wenn man ihnen den Traum erzählt. Macht nichts, ist ja nur ein Traum – oder? Also erzählt man ihn. Dann kommt man darauf, daß es gar kein Traum ist – es ist ein beschissener Alptraum.«

Ich lehnte mich zurück und versuchte, mir vorzustellen, was er erzählt hatte. Es gelang mir und gelang mir auch wieder nicht. Doch es paßte zu gewissen Widersprüchlichkeiten, die mir in den Gerichtsprotokollen und auf dem Videoband mit seinem Geständnis aufgefallen waren. Heutzutage sind die Verhörmethoden der Polizei zivilisierter als die alte Hinterzimmer-Masche, aber immer noch konnten sie zu guter Letzt am Ende falsche Schuldgeständnisse produzieren.

Nach kurzer Pause sagte ich: »Erzählen Sie mir von sich, Bobby.«

Sein Gesicht, das angeregt gewirkt hatte, als wir über sein Geständnis sprachen, wurde ausdruckslos. »Warum?«

»Wenn ich Ihnen helfen soll, muß ich etwas von Ihnen wissen.«

»Was wollen Sie wissen?«

»Alles, was Sie mir erzählen möchten.«

»Gibt nichts zu erzählen.«

»Sie sind in San Francisco aufgewachsen, nicht?«

»In Potrero Hill. In den Projects.«

»Auch da zur Schule gegangen?«

»Eine Zeitlang.«

»Bis zu welcher Klasse?«

»Siebte.«

»Und dann rein ins Erziehungsheim und wieder raus.«

Er nickte.

Obwohl ich die Antwort bereits kannte, fragte ich: »Auf welche Weise sind Sie da rausgekommen?«

Schweigen.

»Bobby?«

»Also, Stuart kennt doch den ganzen Mist. Warum fragen Sie nicht ihn?«

»Ich würde es lieber von Ihnen hören.«

Er zögerte und sah mich an mit einer Mischung aus Mißtrauen und Hoffnung. »Glauben Sie wirklich, Sie können mir helfen?«

»Ich werde es versuchen.«

»Wie?«

»Indem ich neue Beweise heranschaffe. Indem ich herauskomme, ob Tracy Kostakos noch lebt. Und wenn sie nicht mehr lebt, versuche ich, herauszubekommen, was tatsächlich mit ihr passiert ist.«

»Warum müssen Sie dann den ganzen Mist über mich wissen?«

»In meinem Beruf weiß man nie, welche Information einmal wichtig werden könnte. Ich möchte etwas über Ihr Leben wissen, und zwar bis zu der Minute, als Sie heute morgen hier hereinkamen.«

Das schien ihn zufriedenzustellen. Er nickte, zog tief die Luft ein und sagte: »Okay. Wo soll ich anfangen?«

»Bei dem Punkt, als Sie die Schule verließen und in Schwierigkeiten gerieten. Aber zuerst möchte ich mein Bandgerät anstellen.« Ich holte es aus der Aktenmappe und stellte es auf. Bobby sah es unschlüssig an, protestierte aber nicht. Nach einer Sprechprobe ließ ich das Band anlaufen und lehnte mich zurück.

»In Ordnung«, sagte ich, »reden Sie nur. Keine Eile und nichts auslassen – wenn nötig, komme ich nächste Woche wieder. Wir haben viel vor.«

Als Bobby zu reden anfang, sah ich auf meine Hände. Sie lagen offen im Schoß, die Finger leicht gekrümmt. Eine Schale, in der vielleicht sein Leben lag.

## 2

Mein Besuch bei Bobby Foster war das Ergebnis eines improvisierten Picknicks mit Jack Stuart, unserem Strafrechtsexperten bei All Souls. Er hatte am Tag zuvor plötzlich mittags vor meiner Tür gestanden – es war der Mittwoch dieser letzten, wie angehängten Woche des Jahres, die einzig und allein dazu gut ist, diejenigen von uns zu frustrieren, die von den Weihnachtstagen die Nase voll haben und begierig darauf warten, daß sich das Leben wieder normalisierte.

Für diese tote Zeit hatte ich mir vorgenommen, endlich und endgültig meinen Plan (ich vermied es, ihn einen Neujahrsvor-satz zu nennen) in die Tat umzusetzen und die Veranda hinter meinem Haus auszubauen. Ich hatte im letzten Sommer damit angefangen, die Wände setzen zu lassen, um so ein zweites Schlafzimmer zu gewinnen, aber auf halbem Wege war mir das Geld ausgegangen. Im Oktober hatte ich meine Pfandbriefe verkauft und Geld aufgenommen, um die Sache hinter mich zu bringen und noch einige notwendige, im Grunde aber nebensächliche Reparaturen vornehmen zu lassen. Dann hatten mich die Weihnachtseinkäufe und die Feiertage wieder abgehalten. Es war eine einigermaßen produktive Woche gewesen, aber dann war auch ich von der allgemeinen Mattigkeit angesteckt worden, die sich überall ausbreitete. Außerdem hatte keiner von den Handwerkern, die wegen Kostenvoranschlägen bei mir gewesen waren, sich wieder gemeldet. Als Jack läutete, wanderte ich gerade mit halbherzigen Mordgedanken gegen ein paar Brombeersträucher, die sich breitgemacht hatten, durch den Garten. Wäre er nicht aufgetaucht, hätte ich in spätestens einer Viertelstunde vor Langeweile die Hände gerungen.

Daher war ich froh, in seinen Kombi klettern und in den nahe gelegenen Glen Park fahren zu können. Jack hatte eine Einkaufstüte bei sich, vollgestopft mit französischem Weißbrot, Käse und Salami, und dazu eine Flasche recht ordentlichen Wein, die er unverkennbar aus dem Vorrat von All Souls für die alljährliche Silvesterparty stibitzt hatte. Ich hatte ein paar Prospekte eingesteckt, die ich studieren wollte. Als wir am äußersten Ende des Glen Canyon angekommen waren, holte ich eine alte Decke aus dem Kofferraum des Kombis und setzte mich neben einen dicken Baumstumpf, um zu lesen. Jack machte sich daran, die Felswand des Canyon zu erklettern.

Jack war ein begeisterter Kletterer, aber leider kein besonders guter. Er hatte sich dieses Hobby zugelegt, um den Schmerz zu sublimieren, den ihm seine Scheidung im letzten Jahr bereitet hatte. Meiner Meinung nach hätten es allerdings etwas mehr psychischer Schmerz und etwas weniger körperliche Qualen auch getan. Anfang November hatte er sich bei einer Klettertour in den Pinnacles bei einem Sturz drei gebrochene Rippen geholt. Erst jetzt kam er langsam wieder in Form. Die Gefahren hier im Glen Canyon, hatte er mich wissen lassen, seien unter »Schwierigkeitsgrad eins« einzustufen, was bedeute, daß ein Unfall nicht gleich zu Dauerschäden führen müsse. Das war auch gut so, denn dies waren die ersten Feiertage seit seiner Scheidung, und er sublimierte gerade bis zum Exzeß. Ihm zuzuschauen, machte mich nervös, also konzentrierte ich mich auf den Prospekt, in dem ich gerade blätterte.

Der Prospekt stammte von irgendeiner Organisation namens Educational Swap Meet – einer lockeren Expertenvereinigung von eigenen Gnaden, die gemeinsam für Kurse warb, die sie an die Frau und den Mann zu bringen hoffte. Seit ein paar Wochen dachte ich schon daran, mich vielleicht wieder ins gesellschaftliche Leben zu stürzen – neun Monate war ich nun ungebunden und auch ohne großes Interesse an einer Beziehung. Und nachdem der gute Abby mit seinen Ratschlägen gewöhnlich recht hat, war ich zu der Überzeugung gelangt, es wäre eine gute Möglichkeit, in einem Kurs »Leute mit gleichen Interessen« kennenzulernen. Leider klang das Angebot in diesem Prospekt etwas seltsam, um nicht zu sagen: geradezu um-